

Wie viel Uhr, Polly? (Siehe S. 94.)

Nr. 6.

und
sicher
die
affen,

. 6.

Ruged.

Nelly.

Eine Erzählung für unordentliche kleine Leute.

Sechstes Kapitel.

„Und sorgte er immer für das kleine Ding, oder wurde es ihm lästig, wie Einem z. B. Kaninchen u. dgl. mit der Zeit lästig werden?“ frug Nelly, der hierbei einfiel, wie schnell sie ihrer Kaninchen überdrüssig geworden war.

„O nein, das geschah nie, — nie,“ entgegnete Marie, eifrig in ihrer Schüssel fortarbeitend, „er liebte es immer mehr und mehr und sprach so viel davon, daß schließlich Jedermann im ganzen Viertel es beim Namen kannte, — und wie stolz war er erst, als es zu stehen und zu gehen begann, indem es sich an seinem rauhen Zeigefinger festhielt! Ich hörte Mutter oft sagen, ihr wäre nie eine so große Veränderung vorgekommen, wie mit Karl geschehen. Von seiner Arbeit kam er immer geradenwegs nach Hause und die Beiden spielten mit einander und verstanden sich gegenseitig, als wären sie von gleichem Alter gewesen. Und das erste Wort, das die Kleine aussprechen konnte, war „Karl“; aber das war ja nicht zu wundern, denn was hätte sie sonst sagen können, oder wäre es ihr möglich gewesen, ihn nicht zu lieben?“

„Das liebe, kleine Ding!“ sagte Nelly, „und was wurde später daraus?“

„Ei nun, es kam hieher, setzte sich auf die Treppe und putzte Erbsen,“ sagte Marie lachend. „Wissen Sie denn nicht mehr, Fräulein Nelly, daß ich da von mir selbst erzählt habe?“

„Ach, das hatt' ich ganz vergessen,“ sagte Nelly und rieb ihre Nasenspitze an den Drähten, „das kam mir so spaßig vor, daß Du in einem Korb solltest gelegen und mit den Beinen um Dich geschlagen haben. War es also Karl, oder war es seine Mutter, die Dich Marie nannte?“

„Ja, wissen Sie, Fräulein Nelly, in dem Korbe fand man mit mir auch etliche Stücke Kinderwäsche und eines davon

war mit einem „M“ bezeichnet. Nun wußten sie aber nicht, wie sie mich heißen sollten, denn es fangen so viele Namen mit „M“ an, z. B. Marie, Martha, Margarethe, Malwine, u. s. w., und da sie sich gar nicht entschließen konnten, verfielen sie auf die Idee, alle diese Namen und noch manche andere auf Zettel zu schreiben, in Karl's Mütze zu thun, und gut durcheinander zu schütteln.“

„So hast Du also Deinen Namen in der Lotterie gewonnen?“ unterbrach sie Nelly hell auflachend.

„So ungefähr, denn Karl zog einen der Zettel aus der Mütze und auf demselben stand Marie; ich hieß also fortan Marie und daran war nichts mehr zu ändern, auch weiß ich nicht, was daran geändert werden sollte, denn Marie ist ein schöner Name für Mädchen, wie für Frauen.“

„Nun zur Noth geht er schon an,“ sagte Nelly, „aber weißt Du, daß Minerva ein noch schönerer Name ist und auch mit „M“ anfängt?“

„Minerva? den Namen kenne ich nicht,“ meinte Marie.

„O, das ist ein alter Name; ich glaube, irgend ein alter König hat einmal so geheißt; in meinem Schulheft muß es aufgeschrieben sein, morgen will ich nachsehen,“ sagte Nelly, indem sie hiedurch verrieth, wie schlecht sie ihre Schulaufgaben im Kopfe hatte.

„Ach was!“ rief Marie, „mir gefällt der Name am besten, den Karl für mich gewählt hat, ich halte den für den allerschönsten.“

„Und wo ist Karl jetzt?“ frug Nelly. „Er muß ja schon ein großer Junge sein. Ich möchte ihn so gern sehen. . . . Halloh, Marie, da bist Du ja schon wieder! Woher des Weges? . . . Hast Du Karl seitdem schon gesehen, Marie?“

„Ein großer Junge, sagten Sie, Fräulein Nelly? Du lieber Himmel! er ist ja so groß wie Ihr Onkel Joseph und hat den schönsten Backenbart; aber er ist so sanft und freundlich wie je, und vergißt nie uns zu besuchen, wenn er an Land kommt, — denn, wissen Sie, Fräulein Nelly, er ist ein

Seemann geworden und wird sehr gut bezahlt, und er spart, soviel nur irgend angeht, um es seiner Mutter nach Hause bringen und ihr damit helfen zu können.

„Das ist sehr schön von ihm,“ sagte Nelly nachdenklich. „Das klingt ganz so, wie die schönen alten Geschichten, in denen die braven jungen Leute immer reich werden und schöne Mädchen heiraten. Aber in diesem Falle ist das natürlich etwas Anderes, denn Karl ist ja so wie Dein Bruder, nicht wahr?“

„Ja ungefähr,“ sagte Marie nach einer langen Pause, und Nelly konnte nicht begreifen, warum Mariens Ohren plötzlich so roth wurden, — ihr Gesicht konnte sie nämlich gerade nicht erblicken, da just eine Menge Erbsen aus ihrem Schoße hinabfielen und über den Estrich hinprasselten, — Erbsen aufzulesen ist aber, zumal beim Schein einer einzigen Kerze, eine mühsame Arbeit.

Bum! Bum! — die beiden Mädchen waren in ihr Gespräch so vertieft gewesen, daß sie das Pochen an der Hausthür gar nicht gehört hatten. Bum! Bum! Bum! erscholl es jetzt nochmals, und dieses Mal sprang Marie hurtig auf, stellte die Schüssel auf den Boden, ergriff das Licht und rannte in größter Eile die Treppe hinauf, während Nelly, da die Geschichte vom kleinen Fingling nunmehr zu Ende war, ernstlich darüber zu brüten begann, was Mama bei ihrer Rückkehr sagen oder thun werde.

„Was ist denn das? Ich poche ja schon eine ganze Weile,“ sagte Frau Rosenholz, ins Haus tretend, dann nahm sie, ohne die Antwort abzuwarten, das Licht aus Mariens Hand und ging in ihr Zimmer, um abzulegen.

„Was macht Mama für ein Gesicht?“ frug Nelly, die Stirne fest an das Gitter drückend. „Sprich doch, ich bin so ängstlich.“

„Nun, sie sah nicht gerade allzu böse aus, aber sie schien mir zu weinen,“ sagte Marie im Tone der Ueberraschung, „sie schalt mich jedoch nicht, und sah mich auch nicht an, darum weiß ich es nicht so recht.“

Ihre Mutter weinend, das war für Nelly ein ganz neuer Gedanke, und während

sie darüber nachdachte, flüsterte Marie: „Bleiben Sie ruhig, wo Sie sind, Fräulein Nelly; sie wird gewiß nach Ihnen fragen und dann will ich ihr Alles erzählen und sie für Sie um Verzeihung bitten; gibt sie mir dann den Schlüssel, so ist Alles in schönster Ordnung.“

Sie hörten, wie Frau Rosenholz oben die Thüre öffnete und Marie ging fort in ihre Küche und machte sich da eifrig und geräuschvoll zu schaffen, damit ihre Frau sehe, daß im Hause nicht gefaulenzet wird.

Aber Frau Rosenholz trat viel ruhigeren Schrittes in die Küche, als sonst ihre Gewohnheit war, und anstatt hie und da ein Ding um das andere kräftig zurechtzurücken, wie Marie erwartete, zog sie den großen Lehnstuhl ans Feuer, setzte sich hinein und begann rastlos an einem schneeweißen Strumpfe zu stricken, klick klick, ein und aus, hinüber herüber, klick klick, so daß es selbst Nelly im Berschlag hören konnte. Aber noch immer sprach Mutter kein Wort.

Obgleich Marie sah, daß ihre Frau roth geweinte Augen hatte und dann und wann nur mit Mühe einen schweren Seufzer unterdrückte, war sie doch höchlich überrascht, als dieselbe plötzlich nicht mehr an sich halten konnte und in einen heftigen Thränenstrom ausbrach, wobei sie aber immerfort emsig weiter strickte. „Arme Frau Karr!“ schluchzte sie, indem sie eine weitere Nadel zu Ende strickte. „Arme Frau Karr! und sie ist eine Witwe!“

Die arme Marie, die sich in diesem Augenblick sehr unbehaglich fühlte, ertrug das nicht länger, sondern brach gleichfalls in Thränen aus, um ihrer Frau Gesellschaft zu leisten, und rief: „Ach Gott, ach Gott, weinen Sie doch nicht!“

Als aber Nelly von ihrem Berschlag aus diese ganz ungewöhnlichen Vorgänge in der Küche hörte, ward es ihr ebenfalls ganz weich um's Herz, denn sie war bei allen ihren Fehlern doch weichherzig und liebevoll, und auch sie begann jämmerlich zu schreien: „O Mutter, weine doch nicht! Bitte, bitte, weine nicht!“

(Schluß folgt.)

Aus alten Zeiten.

Ueber Hexen.

... „Die Duben rennen
Mir nach und möchten gerne mich verbrennen;
Strohhalme legt man über meinen Weg,
Denkt meinen Fuß dadurch zu machen träg';

Hufeisen nagelt man an jede Schwelle,
Denkt mir dadurch zu wehren jene Stelle;
Versteckt den Besen sorgl. auch, damit
Ich ihn besteige nicht für einen Ritt.“

Gan.



Hexen! Hexen! Was ist eine Hexe? —
So werdet ihr wohl fragen, aber
heutzutage werdet ihr Gottlob überall
die Antwort erhalten, es gebe über-
haupt keine Hexen auf der Welt; nur in
alten Büchern geschieht ihrer noch Erwäh-
nung, denn vor alten Zeiten, ja, da war
die Welt noch nicht so aufgeklärt, wie heute,
und manches arme alte Weib wurde damals
ganz unschuldig gehenkt, verbrannt, ertränkt
oder gepeinigt, weil ihre Nachbarn fest über-
zeugt waren, sie müsse eine Hexe sein und
daher vertilgt werden. Ja, die Leute waren
so blind, daß vor 160 Jahren zu Hunting-
don in England — wie in einer alten Schrift
zu lesen — ein armes Weib, Namens Hicks,
sammt ihrem neunjährigen Töchterlein gehenkt
wurde, weil sie Hexen sein sollten.

„Was hatten sie denn aber gethan?“
fragt ihr. Ei nun, es hieß, sie hätten ihre
Nachbarn gequält und ruiniert, den Kühen
die Milch verschlagen, ein Schiff durch Erre-
gung eines heftigen Sturmes scheitern
gemacht, — letzteres dadurch, daß sie ein
Stück Seife in einem Strumpf kochten. Ihr
seht, daß alle diese Be-
hauptungen ganz unsin-
niger Art sind.

Eine Hexe genannt
zu werden, war aber
in jenen Tagen ein
Ding, das an den

Hals
Hexen
heiten
selbst
eine
die W
also
gesehe
und
ungeb

welch
große
plum
Hexen

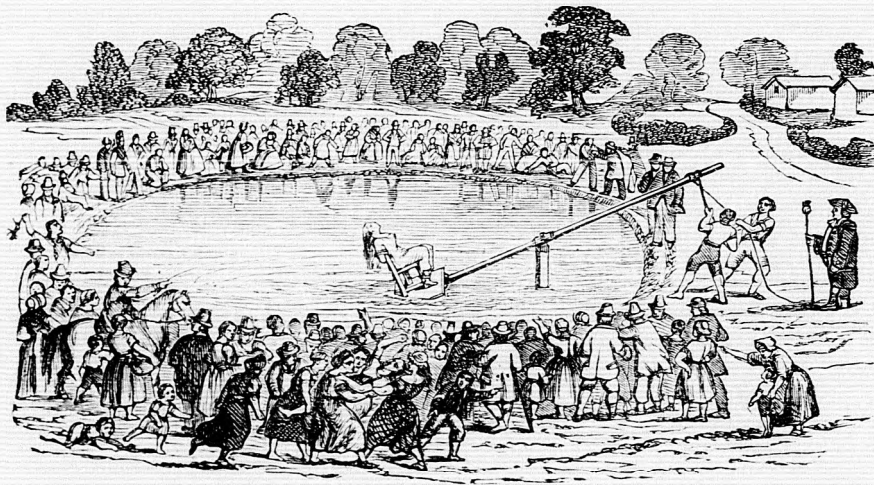
und
aber
entbe
ihr e
entw
verdi
Hexe
Wett
daher
als

den
welch
Hexe

Hals ging, denn man setzte voraus, daß die Hexen alles mögliche Unheil stifteten, Krankheiten und Schmerzen hervorbrächten, ja selbst das Leben zerstören könnten, ohne daß eine Spur von ihnen bliebe. Auch hätten sie die Macht, sich unsichtbar zu machen. Sobald also in irgend einer Familie etwas Unvor-gesehenes geschah, sprach man von Hexerei und bösen Künsten, denn die Leute waren so ungebildet, daß sie nicht einmal lesen konnten.

Natürlich betrachtete man Diejenigen, welche als Hexen verdächtigt wurden, mit großer Furcht und suchte sie, oft auf sehr plumpe, oft aber auf grausame Art ihres Hexenthums zu überführen. Schließlich ent-

standen gar förmliche Hexensinder, die von Stadt zu Stadt gingen und überall die Hexen zu erkennen vorgaben, und zwar an besonderen Zeichen, die dem großen Publikum unbekannt waren. Ein berühmter Hexensinder, Namens Mathias Hopkins, in England erwarb sich auf diese Art ein bedeutendes Vermögen. Er pflegte den Leuten Nadeln ins Fleisch zu stecken und dann aus ihrem Geschrei zu errathen, ob sie Hexen seien oder nicht. Seine Lieblingsprobe war aber, die Verdächtigen, an Händen und Füßen gebunden, in einen Teich zu werfen; kämpften sie da, um auf der Oberfläche zu bleiben, so wurden sie für Hexen erklärt, eingekerkert



und schließlich in der Regel verbrannt. Da aber Meister Hopkins für jede Hexe, die er entdeckte, 20 Silber-Schillinge bekam, könnt ihr euch denken, daß ihm nicht so leicht eine entwichte. Sein Ende aber war, wie er es verdient hatte. Er wurde schließlich selbst der Hexerei verdächtigt und nach seiner eigenen Methode geprüft, wobei er nicht bestand und daher an den Pranger gestellt, dann aber als Hexenmeister gehängt wurde.

In manchen Gegenden sieht man an den Thürschwelen noch jetzt Hufeisen befestigt, welche in alten Zeiten als Schutz gegen Hexerei galten. Desgleichen vermeinte man,

die Hexen wären nicht im Stande, über einen Stock oder Strohalm zu schreiten, den man ihnen quer über den Weg legte. Ganz allgemein war endlich der Aberglaube, daß die Hexen auf einem Besen zu reiten vermögen, wie ein Husar auf seinem Pferde. Und ist es fast unbegreiflich, wie die Leute nur solchen Blödsinn glauben konnten.

Eine Katze, namentlich eine schwarze, galt als Lieblingsthier einer Hexe. Manche arme alte Katze verlor in Folge dieses unvortheilhaften Rufes ihr Leben. Ueberhaupt ging es den Katzen damals gar schlecht, denn die Leute glaubten auch, wenn sie die

Rage einer Heze quälten, thäte dies der Heze weh.

Ihr selber, so kleine Leute ihr noch sein möget, schüttelt gewiß den Kopf über den Aberglauben jener Zeiten und bedauert die armen alten Weiber und die armen schwarzen Katzen, die darunter so unschuldig zu leiden hatten.

Gott sei Dank, daß solche Zeiten für immer vorüber sind.

Der treue Delta.

— Eine alte, alte Geschichte. —



(Schluß.)

„Was gibt's denn, guter Delta? was beunruhigt dich?“ sagte der Knabe, indem er sein Spiel unterbrach, um seinen getreuen Wächter zu streicheln und zu lieblosen.

Wie aber der Knabe in die Höhe blickte, sah er eine große Wolke schwarzen Rauches von der Spitze des Berges Vesuv grad' empor gequirlt und gewirbelt und oben weit ausgebreitet wie der Wipfel eines großen Palmbaumes.

„Schau, schau!“ rief er unwillkürlich und seine großen schwarzen Augen blieben weit offen vor Staunen.

Und in demselben Augenblick sah er auch rothe Flammen in dem schwarzen Rauch züngeln und, ob es gleich eben Mittag war, wurde es doch dunkel ringsum.

Die Luft ward erstickend schwül und gedrückt, die Dunkelheit nahm von Minute zu Minute zu. Delta schmiegte sich ganz nahe an seinen kleinen Gebieter und blickte ängstlich in dessen bleiches Gesicht empor, auf dem etliche Thränen glänzten. Dann kam ein Geprassel wie von einem wüthenden Hagelsturm und das Dunkel war plötzlich so dick und schwarz, daß der Knabe den Hund an seiner Seite nicht mehr sehen konnte. Wilder Aufruhr entstand nun in den Straßen, Frauen und Kinder rannten schreiend

hin und her, Pferde wieherten und Hunde heulten vor Angst, verzweifelte Männer stießen ein furchtbares Jammergeschrei aus und dazwischen polterten die einstürzenden Gebäude. Alle, die in der Stadt zurückgeblieben waren, stürzten und stolperten im Finstern wie wahnsinnig durch einander, um dem unsichtbaren Verderben zu entkommen. Delta heulte und bellte am lautesten, gleich als wollte er Aufmerksamkeit erregen, der arme Knabe jedoch umhalste seinen einzigen, letzten Freund und schrie ein über das andere Mal: „Vater, Vater! lieber, guter Vater! komm' zu mir! komm! komm!“ — bis endlich seine Stimme schwach ward und verhallte, sein Haupt sich nach vorne auf den Rücken des Hundes senkte und das Bewußtsein ihn verließ.

Nun verloren sich alle andern Stimmen in noch viel furchtbareren Geräuschen. Die Erde erdröhnte in ihren Tiefen und ihre Rinde zersprang mit donnerähnlichem Getöse, in der schwarzen feuerglühenden Luft schienen ganze Berge brüllend zusammenzustößen und in riesigen Trümmern mit betäubendem Gefrach über einander zu stürzen. Delta streckte sich schüzgend über seinen leblosen Herrn hin und stieß ein letztes klagendes Geheul aus, das beinahe menschlich klang; ein Theil des Hauses wankte und brach nach innen zusammen, wo es den Hund wie den Knaben mit seinen Ruinen verschüttete.

Am Morgen nach diesem furchtbaren Ereigniß strahlte die Sonne im schönsten Glanze und der klare blaue Himmel wölbte sich in wolkenloser Milde empor, nur über dem Gipfel des Berges Vesuv stand noch immer eine schwere schwarze Rauchsäule. Wo vor wenigen Stunden noch Pompeji und Herculanium, diese schönen römischen Städte, gestanden, war nichts mehr zu sehen, nur eine weite öde Fläche aus dunklem Staub und grauer Asche, hie und da mit rauhem Steingeröll überdeckt, welches die wüthenden Lavaströme von den Abhängen des feuerspeienden Berges mit hinabgerissen hatten.

der V
bedeck
Gras
begrä
chen
Jahre
Jahre
der ol
zufäll
deckt
dieser
gebra
wohl
Zusta
schütt
fulam
haben
die G
ten,
Häuf
ausge
eine
Hund
seum
aufbe
sie ab
des,
ben l
ben
Haus
die k
Sohn
zugeh
seines
getra

Wir
Wir
Un

Fast
Er

Im Verlaufe der Jahrhunderte wurde der Boden, der diese verschütteten Städte bedeckte, wieder bebaut. Korn und Weinstöcke, Gras und Blumen wuchsen hoch über den begrabenen Häusern; Straßen, Statuen, Kirchen erhoben sich dazwischen. Endlich im Jahre 1689 — mehr als sechzehnhundert Jahre noch dem feurigen Ausbruch — wurde der obere Theil eines der alten, alten Gebäude zufällig beim Graben eines Brunnens entdeckt und kurz darauf wurden ganze Theile dieser uralten Städte wieder ans Tageslicht gebracht. Da fand man denn Alles darin wohl erhalten und genau in demselben Zustande, in dem es sich am Tage der Verschüttung befunden. Man fand, daß in Herkulanum die meisten Einwohner Zeit gehabt haben mußten, sich zu retten, obgleich man die Gebeine so Mancher, die dabei verunglückten, ans Tageslicht förderte. Unter anderen Häusern wurde auch das des Severinus ausgegraben und die Arbeiter fanden darin eine Inschrift, welche die Thaten des treuen Hundes Delta erzählte und seitdem im Museum des Großherzogs von Toskana sorgfältig aufbewahrt wurde. Nicht weit davon fanden sie aber auch das Skelet eines großen Hundes, das über dem Skelet eines kleinen Knaben lag, offenbar weil der Hund den Knaben gegen die Trümmer des einstürzenden Hauses schützte gewollt. Kein Zweifel, daß die beiden aufgefundenen Skelete dem kleinen Sohne des Severinus und dem Hunde Delta zugehörten, der treu bis in den Tod das Kind seines Herrn zu schirmen und zu retten getrachtet.

Unser armer Heinrich.

Wir waren sechs wilde Buben zu Haus,
 Ich entsinne mich dessen noch deutlich,
 Wir waren nur immer auf Schabernack aus
 Und heulten oft ganz unseidlich —
 Nur der Jüngste nicht, unser Heinrich.

Fast schien's, als gehörten wir gar nicht zusam',
 Er blaß, wir rothbackig wie Kirichen,

Wir wild wie Wölfe, er sanft wie ein Lamm
 Und mild unter all' den Unwirschen,
 Drum hieß er: „der arme Heinrich.“

Und geriethen wir einmal zu hart an einand',
 Unser Heinrich versöhnte uns wieder:
 „Euch ziemet der Hader nicht, reicht euch die Hand,
 Und denket, ihr seid ja doch Brüder“ —
 Und wir folgten unserem Heinrich.

Wohl fiel zwischen uns manch scharfes Wort
 Und der Zank und der Zwist nicht ruhten,
 Ihn aber hegten wir fort und fort,
 Und gaben das Beste vom Guten
 Stets unserem armen Heinrich.

Der störrische Karl und der wilde Franz,
 Selbst der zornige Otto, sie waren
 Nur dann mit sich selber zufrieden ganz,
 Wenn ein Lächeln sie konnten gewahren
 Im Antlitze des armen Heinrich.

Tanzvergnügen.

(Zu dem Bilde S. 89.)

„Spiele, Mamachen,
 Spiele Klavier,
 Tanzen ja wollen
 Beide wir hier.“

Ich und der Purzel
 Geben ein Paar,
 Wie noch auf keinem
 Balle eins war.

Weißt ja, der Purzel
 Tanzet gar flott,
 Und mir gebührt auch
 Grade kein Spott.

Polka und Walzer,
 Quer durch den Saal,
 Oder Quadrille, das
 Ist uns egal.“



Vor dem Kamin. (Siehe S. 95.)



Tanzvergnügen. (Siehe S. 87.)

Die drei Federn.

(Schluß.)

In den vergoldeten Hallen von Balora herrschte große Sorge. Die Musik war verstummt, Tanz und estlicher Gesang erfreuten nicht mehr die Herzen der Gläubigen. Zobeide, die schöne Sultanstochter, lag ja da im Zustande einer Besessenen. Darnieder geworfen in ihrer vollen blühenden Schönheit, still und hilflos, nicht achtend der Thränen ihres Vaters, wie der Rathschläge des Schwarmes weiser und hochgelahrter Aerzte, die ihr juwelenbesetztes Bett umstanden, — so lag sie da und welkte dahin gleich einer gepflückten Rose. Man hatte in größter Hast alle weisen Männer Persiens zusammenrufen lassen und eine riesige Belohnung dem Glücklichen versprochen, der ihre Gesundheit wieder herstellen würde; aber, obgleich manche Arzneien versucht wurden, obgleich der Palast förmlich wimmelte von Astrologen und Magiern, (ihr seht, in welche Sorte von Leuten man damals Vertrauen setzte,) änderte sich dennoch nichts im Befinden der Patientin. Weise und thörichte Leute plapperten eine Menge Zeug durch einander, aber die Prinzessin lag immerfort im Schlafe, bleich und todtähnlich wie zuvor.

Eines Nachts hielt der alte Sultan an ihrem Bette traurige Wacht und blickte trübselig hinaus in die prächtigen Gärten und den mondbeglänzten See darin. Er dachte an seine Zobeide, wie sie einst als kleines Mädchen, alle Hände voll Lilien, auf den Pfaden des Gartens dahingetanzte war, und wie sie später, als liebliche Jungfrau, schön und rein wie die hellen Sterne da oben, unter jenen Bäumen wieder gesungen, süß wie die der Nachtigall. So in Sinnen verloren, näherte sich der Sultan dem Fenster und bemerkte dabei ein gewisses Flattern und Regen in den verwickelten Zweigen unterhalb.

Etwas verwundert ob dieser Störung, beugte sich der Sultan über das vergoldete Balkon-Geländer und sah nun, daß sich auf dem Vorsprung darunter ein rauhes Nest

befand. Aus diesem war ein kleines weißes Ei gefallen und lag nun unten unverletzt auf einem großen grünen Blatte. Die armen kleinen Eltern flatterten hilflos um das Ei her. Sie schienen erschreckt durch das plötzliche Erscheinen des Sultans, obgleich sie nicht hinwegflogen, sondern ihn nur mit hellen scharfen Augen anblickten, während sie sanfte Töne der Trauer zwischerten.

Sonst hätte wohl der gewaltige Beherrscher der Gläubigen, vor dem die Mächtigen in den Staub stürzten und dessen Wink die Herzen der Menschen mit Trauer oder Freude erfüllte, keinen zweiten Blick nach diesen kleinen Vögeln gesendet, nun aber war sein Herz von Sorge und Trauer gesänftigt, (denn dazu gibt es ja Sorge und Trauer auf Erden,) die hellen Neuglein jener kleinen wilden Vögel rührten ihn gewissermaßen und lockten Thränen in seine eigenen Augen. „Eurem Leiden wenigstens kann ich ein Ende machen, kleine Vögel,“ sagte er, neigte sich weit über das goldene Geländer hinaus, erreichte mit der Hand nach einiger Anstrengung das weiße Ei und legte es sorglich zurück in das moosige Nest.

Da saß er dann eine Zeit lang und betrachtete die frohe Mutter, wie sie mit ihrem Gefieder den wieder erlangten Schatz erwärmte, bis endlich, müde vom Wachen und Sorgen, der mächtige Sultan einschlief, wie der ärmste seiner Unterthanen. War es ein Traum, daß in seinem Schlafe die dankbaren Töne der kleinen Vögel einen verständlichen Sinn bekamen und der Sultan deutlich die Worte unterschied: „Bringe Dein Kind zu Hanassa, dem heiligen Derwisch, er wird es heilen, denn eines guten Mannes Gebet gibt Leben!“ Und dann schien es ihm, als stimmten selbst die Wasser des großen Sees im Garten darein und murmelten ihm zu: „Bringe sie zu dem Derwisch, bringe sie hin, bringe sie hin!“ Als der mächtige Sultan erwachte, hatten die glänzenden Sterne sich versteckt, der See schlief, aber der Vogel sang noch immer über seinem Neste und schien unablässig zu sagen: „Bringe sie zu dem Derwisch, bringe sie hin, bringe sie!“

Früh am andern Morgen waren Balsora's Straßen von einer glänzenden Menge erfüllt, deren Kleider von edlem Gestein glitzerten. Das Volk aber fiel aufs Angesicht vor der dicht verhängten und von Sklaven umgebenen Sänfte, welche die bleiche, bewußtlose „Perle des Ostens,“ die liebliche Zobeide enthielt. Zur Seite der Sänfte ritt schweigend und hoch aufgerichtet der alte Sultan, von neuer Hoffnung auf die Genesung seiner Tochter erfüllt.

Hanassa war früh aufgestanden. Er hatte eben erst sein Antlitz von der aufgehenden Sonne abgewendet und seine Morgenandacht kaum verrichtet, da scholl Geräusch von Zymbeln und Drommeten an sein Ohr. Er hatte an den ihm verheißenen königlichen Besuch schon ganz vergessen und desgleichen an den Reichthum, der ihm zu Theil werden sollte. Was schierte ihn auch gelbes Gold, waren doch seine Bedürfnisse so gering und gab er doch seinen Ueberfluß den Armen! Nur mit geringer Aufmerksamkeit horchte er darum auf das nahende Getöse, und der Sultan, umgeben von seinem Gefolge, stand schon vor ihm, ehe er noch überhaupt bemerkt hatte, daß der Zug bereits hielt.

„Nun, heiliger Dermisch, erhebe Dich,“ sagte der Besucher, „ich komme zu Dir mit der Bitte, daß Du knien mögest vor Allah dem Allmächtigen, nicht aber vor einem armen, sorgenvollen Sterblichen gleich mir.“ Und zitternd vor Erregung, erzählte er seinen Traum. „Gold will ich Dir geben,“ fuhr er fort, „mit Ehre will ich Dich überhäufen, Alles, was ich habe, soll Dein sein, wenn Du meinem Kinde, meinem einzigen Kinde hilfst; gib mir meine Perle wieder, deren Helle verdunkelt ist, und Du sollst der Größte sein in meinem Reiche.“

Da sprach der Dermisch, indem er sich demüthig neigte: „Halte ein, großmächtigster Sultan. Ich brauche kein Geld, und Größe würde einem bescheidenen Priester schlecht ziemen. Ein Uebel hat Deine Tochter befallen und ich kann sie heilen. Die Mittel sind einfach, aber solche Mittel sind

nur Denjenigen geoffenbart, die in Frieden leben mit allen Menschen. Dein Dank gebührt mir nicht. Ich trachte nach keinem Lohne; doch möge die Freude, die Du fühlen wirst, Dich für immer gnädig machen gegen Alle, die da in Noth sind. In deiner Größe, o Sultan, vergiß nicht des Bedrängten, und sei er gleich der Geringste in Deinem Volke.“

Auf ein Zeichen des Sultans brachte man nun die Sänfte herein und der gute Priester betete lange und inbrünstig, daß das Uebel aufhören möchte. Dann griff er zu seinem Pulver und streute es ins Feuer; ein schwarzer Rauch wirbelte dicht empor und füllte das Gemach zum Ersticken. Doch verzog er sich nach und nach wieder und als wäre mit ihm ein schwerer Schleier von dem kranken Mädchen gezogen worden, erhob sich dieses, frisch und schön wie eine Lilie. Erstaunt starrte sie die Umstehenden und das ärmliche Gemach an, blickte dann in das milde Antlitz des Dermischs und warf sich in die Arme ihres glücklichen Vaters, indem sie rief: „Wer war es, der mir eben zuflüsterte: eines guten Mannes Gebet erhält das Leben? O, Vater, war das die Stimme eines Vogels oder das Rauschen einer Welle?“

Obgleich der Sultan wünschte, daß er in seinem Palaste wohne und seine Größe mit ihm theile, schlug es Hanassa doch aus, sein bescheidenes Heim zu verlassen. Er war zufrieden; ja mehr noch, er konnte nun allen Armen helfen (denn er nahm soviel Gold an, daß er die Mittel dazu hatte) und lange Jahre ruhigen Glückes und stillen Wohlthuns waren seine Belohnung. Die Sorgenbeladenen und Schmerzgebrückten segneten ihn und mancher Bericht über seine Milde und Tugend erreichte das Ohr seines ehemaligen bösen und neidischen Nachbarn, dessen Fehler so zunahmen, daß sie sein eigenes Leben ganz verbitterten, ihn über die Maßen elend machten und schließlich zum Selbstmord trieben, ohne daß Jemand auf der Welt ihm nachgeweint hätte.



Robert's Brief
aus den Hinterwäldern.

Eine Insel (Tanneninsel) im
Oberen See (Amerika).

Lieber Onkel Tom!

Ich habe versprochen, Ihnen von hier aus unserer neuen Heimat in den Wäldern dann und wann einen Brief für Ihre „kleinen Leute“ zu schicken. Hier mein erster Versuch, aber ich bitte Sie um Nachsicht, denn ich bin blos ein Knabe und im Schreiben nicht recht geübt.

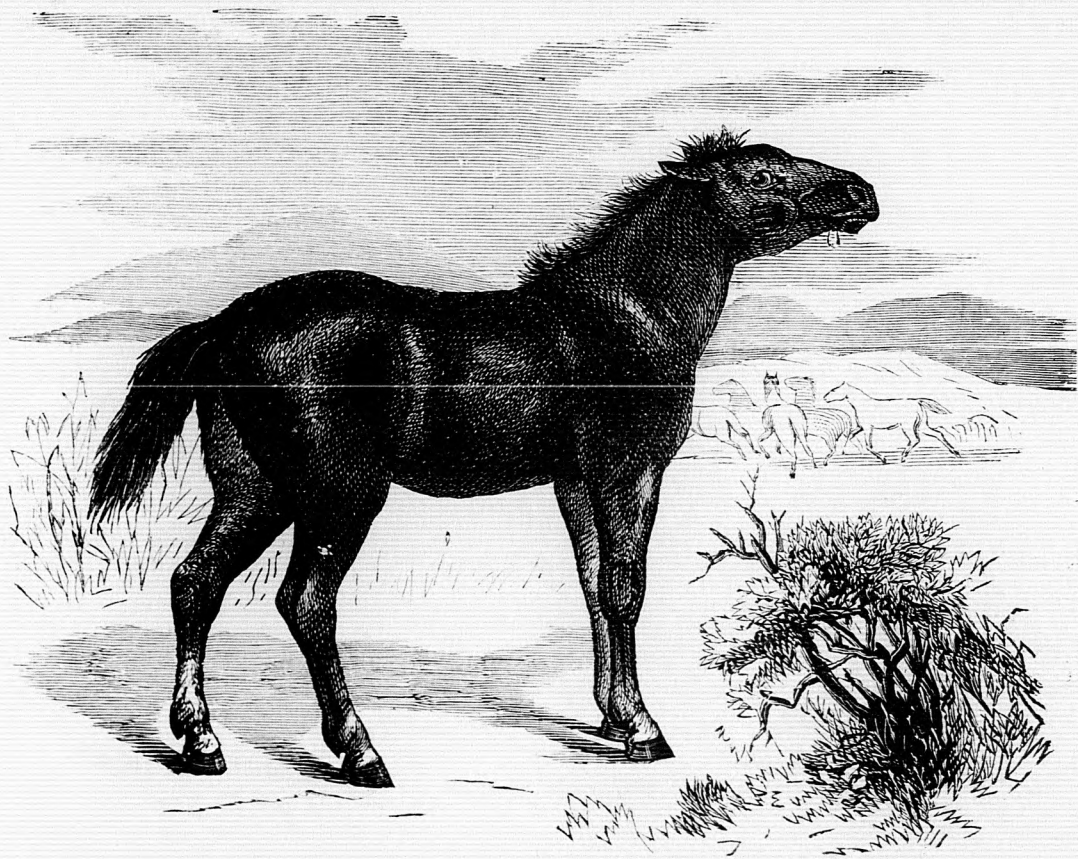
Welch eine schöne Gegend voll uralter

Bäu
zwa
thal
Ste
habe
Bra
zeug
Lan
bin

Zeit
den
mein
zu
diese
wär
sähe
Ort

Bäume haben wir hier! Mama gefällt es zwar bei weitem nicht so gut wie das Rosenthal bei Leipzig, desto besser sagt es mir zu. Stellen Sie sich nur vor, daß ich eine Flinte habe, und einen Hund, und ein famoscs Prairie-Pony, überdies eine Menge Werkzeuge aller Art und dazu ein eigenes Stück Land, um es selbst urbar zu machen. Ich bin eben im Zuge, ein Blockhaus zu zim-

mern, welches, wenn es fertig wird, Robinson Crusoe's Haus in Schatten stellen soll; auch hat mir Papa für nächsten Sommer ein Boot versprochen, mit dem ich auf den weiten See hinausfahren werde, darum mache ich jetzt so große Eile mit dem Ausroden von Baum- und Strauchwerk, sonst werde ich mit der Ausfaat von Korn und Mais und dem Bestellen meines Gärtchens nicht zur



Robert's Prairie-Pony.

Zeit fertig. Papa arbeitet mit den Leuten den ganzen Tag und ich glaube, er gab mir mein Stück Land nur, um mich vom Halse zu kriegen. Aber das thut nichts; mir gefällt diese Beschäftigung und ich wünschte nur, es wären etliche Ihrer Leser da bei mir und sähen, wie herrlich es ist, an einem solchen Orte wie dieser ein Junge zu sein.

Nun, ich will Ihnen auch mittheilen, wie ich meine Zeit zubringe. Um sechs Uhr Morgens, wenn Sie noch unter Ihrer Decke schnarchen, stehe ich auf, trinke einen anständigen Topf Milch aus und esse dazu ein ehrlich Stück Buchweizenkuchen (ich versichere Sie, das ist delikats!), dann nehm' ich meine Fallen zusammen, pfeife Stingo herbei (das

ist nämlich mein Hund), sattle mein Pony, welches Janny heißt (ich nenne es so, meiner Cousine Janny zu Ehren und schicke Ihnen auch das Porträt — d. h. das des Pony's), und dann geht's vorwärts nach der „Glückauf-Rodung“, so hab' ich mein Plätzchen genannt, — ein feiner Name, nicht wahr?

Da angelangt, zimmere ich an meinem Blockhaus weiter, denn nächsten Frühling will ich's schon beziehen, oder ich unternehme einen Feldzug gegen das wilde Strauchwerk, das noch rundum wuchert. Mittagszeit ist bald da und nun heißen wir uns, ich und Stingo, fest ein in die Fleischpastete, das gekochte Schweinefleisch oder den kalten Rinderbraten, den ich vom Hause als Mittagessen mitgebracht, Janny aber, an ein junges Bäumchen gebunden, findet in ihrem engen Umkreis grünes Gras genug. Dann geht's wieder wacker los, bis ich ganz müde bin oder bis es Zeit ist heimzukehren, ehe es dunkel wird, denn die Nächte sind da sehr finster, das kann ich Ihnen sagen, und ein Zwielicht wie in Europa gibt es gar nicht. Ist der Tag aus, so ist er eben aus und die Nacht tritt in ihre Rechte.

Abends, nach dem heißen Thee, muß ich an die Bücher und fleißig lesen, schreiben und rechnen, denn Papa hält sehr streng darauf, daß ich diese Wissenschaften nicht vernachlässige. Er sagt, ich dürfe nicht aufwachsen wie ein junger Wilder, trotzdem wir in diesen Wäldern leben. Ich muß gestehn, er hat nicht Unrecht, aber eine Plage ist's doch. Dann seh' ich mich nach einem Nachtessen um und thue unserer schwarzen Köchin schön — Dinah heißt sie — plaudere auch mit unseren Leuten am Herdfeuer und sie erzählen oft herrliche Geschichten, von denen ich Ihnen vielleicht eine oder die andere mittheilen werde. Punkt zehn Uhr liegen wir allesammt in den Betten und mein Tag ist abgelaufen. Späte Stunden gibt's hier für Niemanden, dessen kann ich Sie versichern.

Gestern war mein Geburtstag, — der vierzehnte schon. Mama hat mir zu Ehren

ein ganzes Fest gegeben, ohne davon vorher etwas verlauten zu lassen. Da gab's denn keine Bücher, sondern allerlei lustige Spiele, Lieder und Tänze, natürlich nur unter uns, denn eine Nachbarschaft gibt's da nicht. Die Leute und die Mägde mußten auch alle herein und waren darüber sehr froh. O, ein prächtiger Tag war das! Hätt' ich nur wenigstens jeden Monat einen Geburtstag.

Ich will Sie jedoch mit meinem ersten Briefe nicht zu sehr ermüden; nur Eines muß ich noch erwähnen, damit Sie sehen, welche Abenteuer Einem hierzulande passiren. Letzten Freitag war's, da hatt' ich mir ein gut Stück gesalznen Fisch in meinen Schnappsack gethan für den Mittagstisch, und als es Mittag ward, warf ich die Art fort, mit der ich seit etlichen Stunden Baumstrünke gespalten, und gi'g mit Stingo in das Blockhaus, denn hungrig, wie wir Beide waren, frenten wir uns schon gewaltig auf das gute Essen. Aber siehe da, ich fand meinen Schnappsack ausgeleert und etliche zerstreute Fischgräten nebst Brodtrumen auf dem Boden sagten mir deutlich genug, daß wohl irgend ein unverschämter rother Fuchs, der den Fisch gerochen, sich ihn genommen habe, ohne mich erst um Erlaubniß zu fragen. Sie können sich denken, wie sehr mich das verdross und wie ich rache schnaubend die Flinte umhing, um, durch Stingo verstärkt, dem schmähligen Dieb nachzusetzen und ihm die Lust zu solchen Mißthaten für immer auszutreiben.

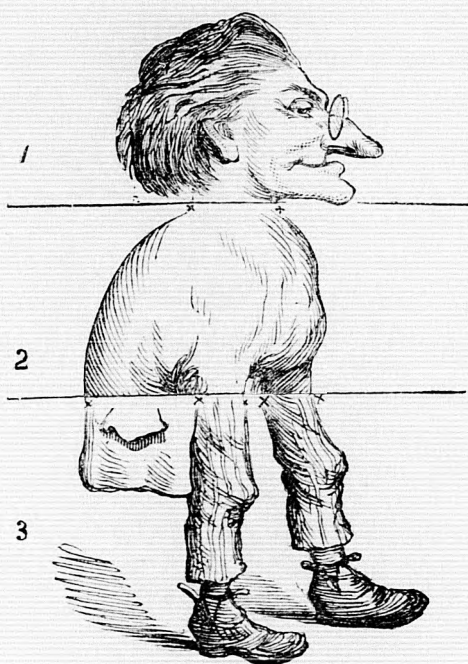
(Schluß folgt.)

Wie viel Uhr, Polly?

(Zu dem Bilde S. 81.)

Polly, Polly, Kakadu!
Sag' mir: wie viel Uhr hast du?
Hast die Uhr ja in den Krallen,
Wirfst sie auch gleich lassen fallen.

Tik tak, tik tak, sagt die Uhr,
Dennoch hast du keine Spur,
Was die Stund ist. . Wie das schimmert!
— Plumps, da liegt die Uhr zertrümmert!



Neue Zimmerspiele.

Als ich noch ein kleiner Knabe war, machte mir das Spiel mit „spassigen Menschen“ immer viel Freude. Ich bin doch neugierig, ob ihr's schon kennt. Man spielt es folgendermaßen:

Es sind dazu drei Mitspielende erforderlich und keine anderen Geräthschaften als ein Streifen Papier und ein Bleistift.

Der Erste zeichnet nun, so gut oder so schlecht er kann, einen Kopf — je häßlicher, desto besser — und biegt dann das Papierstück, auf dem sich der Kopf befindet, sorgfältig um, so daß der zweite Zeichner nur zwei Punkte sieht, die den Hals bezeichnen. (Dies ist auf unserer Figur der Fall, wo der obere Querstrich durchgeht.)

Der zweite Zeichner hat keine Idee davon, was für ein Kopf sich auf dem umgebogenen Papierstück befindet, doch beginnt er bei den ihm allein sichtbaren zwei Punkten und zeichnet seinerseits einen Rumpf.

(Auf unserer Figur hat der Zweite gar den Rumpf eines Hundes gezeichnet.) Dann biegt auch er das Papier um und läßt nur zwei Punkte übrig, wo die Beine beginnen sollen.

Der Dritte endlich zeichnet ein paar beliebige Beine hinzu, ohne eine Idee davon zu haben, was das Uebrige vorstellt — und wenn dann das Papier entfaltet wird, steht ein gar kurioser Geselle darauf, wie sich Jedermann auf unserer Figur überzeugen kann.

Vor dem Kamin.

(Zu dem Bilde S. 88.)

Das Feuer flackert im Kamin,
Der Theetopf singt seine Melodien,
Am Boden die Kat' mit Klärchen sitzt
Und gar bedenklich die Ohren spitzt.

Die Gabel hat Klärchen in der Hand,
Die ist der Kat' gar wohl bekannt,
Es steckt daran eine Schnitte Brod,
Die soll sie da rösten braun und roth.

Geröstetes Brod, das liebt die Kat',
Drum sitzt sie da Wacht, wie vor einem
Schatz,
Und wartet, ob nicht ein Stückchen auch
Für sie abfiele nach altem Brauch.

Ah, aber Klärchen ganz vergift,
Was eigentlich ihre Aufgab' ist,
Ihr Buch ist gar so interessant,
Sie kann es nicht legen aus der Hand.

Schwermüthig wird darob die Kat'
Und denkt: „Mit geröstetem Brod nun hat's
Noch gute Wege; ach, holte doch nur
Der Kukul die ganze Literatur!“

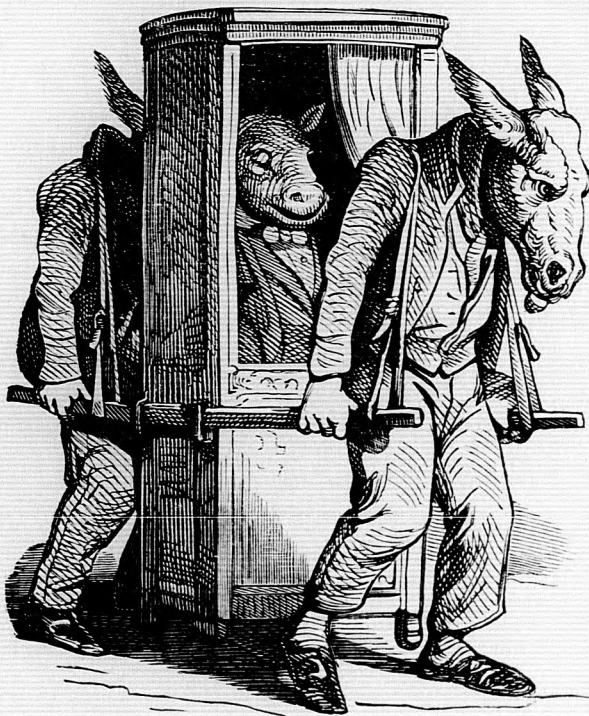
Späßige Leute.



Eine zänkische Person.



Ein freundlicher Herr.



Ein proziger Geselle.



Ein armer Teufel.

Druck und Verlag der Deutschen Buchdruckerei- und Verl.-Akt. Gesellschaft. Pest, Jofefspatz Nr. 6.
 Verantwortlicher Redakteur: Onkel Tom. — Preis vierteljährig 1 fl.
 Expedition für Eisleithanien bei der Beck'schen Univers.-Buchhandl. in Wien, C&K rothe Thurmstraße und Lugeck.